

"Nicht teuer für einen Picasso [...]"

Autor(en): **Wessum, Jan van**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 11

PDF erstellt am: **09.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ilse Frank

Schwarze Magie

Leute, hört und staunt: Ich habe das Perpetuum mobile erfunden. Ein Ding, das sich ständig bewegt. Von hier nach dort, von dort nach hier. Ohne grosses Zutun, wohlgemerkt. Nötig war nur der relativ geringe Anstoss.

Eines verhängnisvollen Tages hob ich meinen Wintermantel vom Haken, betrachtete ihn genau, sah, dass er nicht mehr lupenrein war, und beschloss, ihn chemisch säubern zu lassen. Also warf ich die wärmende Hülle über den Arm, brachte sie ins Haus des Fachmanns. «Ist in einer Woche alles okay?» fragte ich munter. Die Antwort bestand aus einem überzeugenden Kopfnicken.

Nach der vereinbarten Wartezeit eilte ich froh zur Abholstelle. Doch im Anblick meines Mantels stutzte ich: Der schwarze Stoff schimmerte weiss, war von oben bis unten mit kontrastfarbenen

Partikeln garniert. «Reg dich nicht auf!» raunte ich mir zu. «Die Dreingabe kannst du im stillen Kämmerlein flugs entfernen.»

«Flugs» war übertrieben. Das merkte ich, als ich eine Viertelstunde lang Bürste und Klebrolle schwang. Die neckischen Fäserchen taten keinen Wank, staken senkrecht im Gewebe, strapazierten meinen Ersatznerv. Daran änderte auch die schon mehrfach bewährte Fingernagelkratzmethode nichts, und so griff ich schliesslich erschöpft zum Telefonhörer, schilderte den Zuständigen dramatisch die widrigen Umstände. Ich wurde aufgefordert, das Corpus delicti bald vorzuzeigen.

Eine Woche später stand ich mit dem optischen Wunder vor der staunenden Reinigungsmannschaft und deutete indigniert auf fremde Federfläumchen, auf seltsame Fusselketten. «Haben Sie meinen Mantel mit einem Kissen zusammengebracht?» forschte ich, bestrebt, eine plausible Erklärung für das Sprengelphänomen zu finden. «Wo denken Sie hin!» empörte sich der Chef des Unternehmens,

«so etwas kommt bei uns nicht vor.»

Mir stand der Sinn nicht nach Streit. Ich wollte nur keinen Pfusch, sondern eine saubere Sache. «Natürlich, selbstverständlich – umgehend», sprudelte Meister Proper hervor. Ich glaubte ihm jedes Wort, machte mich hochgemut auf den Heimweg.

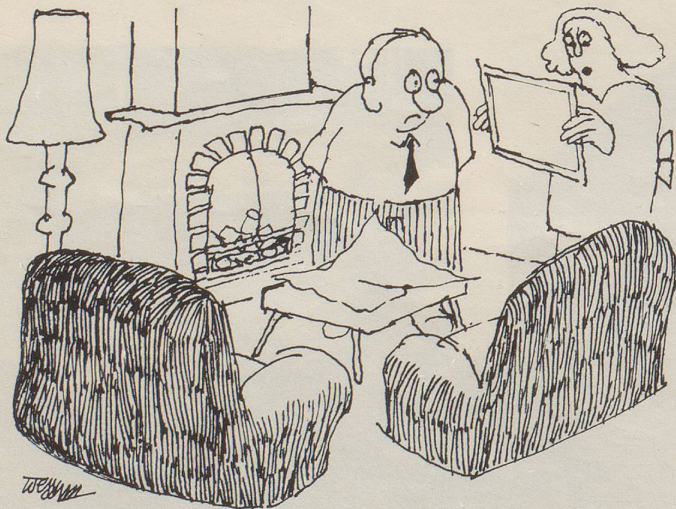
Eine Woche später hatte ich den Mantel wieder – etwas weniger weiss, aber noch immer weit entfernt von seinem ursprünglichen Aussehen. Das bemerkte ich allerdings erst bei der Inspektion am Stubenfenster.

Erneut trug ich das Unlustobjekt auf Händen – an denselben Ort. «Wir haben uns bemüht, ihn intensiv behandelt, doch je mehr wir taten, desto weniger nützte es. Die weissen Fäserchen müssen aus dem Mantelinnern kommen.» «Aus dem wie bitte?» zischte ich. «Aus dem Innern. Beim Spinnen werden oft zu kurze Fäden verwendet, die man beim Einfärben gar nicht erwischt. Ihre Spitzen stehen jetzt in die Höhe», erklärte mir der Ladenbesitzer. «Das stimmt nie und nimmer!» empörte ich mich. Doch der Dozent stellte beleidigt fest, er wisse

wohl, wie ein Gewebe entstehe. «Ich auch», triumphierte ich, «mit einem Textilfachmann als Vater!» Da wurde der Redner merkwürdig still. Nach der Verlegenheitspause schlug er mir vor, das Unglückstuch färben zu lassen. Zögernd willigte ich ein. Zögernd wandte ich mich zum Gehen. Auf der Schwelle raunte mir die Angestellte ins Ohr: «Uns ist ein Schlafsack geplatzt. Daher die Bescherung. Verraten Sie nicht, dass ich Sie informiert habe!» Ich gelobte Schweigen.

Zwei Wochen später führte ich den in neuem Schwarz erstrahlenden Mantel spazieren. Das hätte ich nicht tun sollen. Nach zehn Minuten glichen meine Hände denjenigen eines emsigen Kaminfegers. Den Hals wagte ich gar nicht zu betrachten.

Traurig schleppte ich den Kohlen sack an die Stätte, wo das Unheil begonnen hatte. Herr Saubermann lauschte den Klagen einer irritierten Kundin – und wusste gleich Rat: Die geputzte, geschabte, geschabte, geputzte, gefärbte ehemalige Zier wird nun – gereinigt! Der Kreis hat sich geschlossen. Mein vom Staunen geöffneten Mund noch nicht.



«Nicht teuer für einen Picasso. Aber ich wusste gar nicht, dass er auch in Hongkong malte!»

Bilderbücher

Seit in die Möbelkatalog-Zimmer die Unordnung eingezogen ist, vertiefe ich mich in die Reklamelektüre wie zu Kinderzeiten in meine Bilderbücher. Früher waren Möbelkataloge eine langweilige Sache: Höchstens ein Kinderspielzeug lag dekorativ am Boden, oder eine offene Zeit-

schrift zierte Tisch beziehungsweise Sofa. Die gefüllte Obstschale, ein Blumenstrauss auf dem Buffet und sterile Nippes in der Bücherwand (die inzwischen bezeichnenderweise zur «Wohnwand» geworden ist – was immer man sich darunter vorstellen will) – das waren die Belebungen der Möbelausstellungen.

Ein optisch «Bewohntheit»

suggestiver Fortschritt war das Zimmer der Junioren mit herumliegendem Teenager-Krimskrams, mit dem sich die Möbel wünschende Jugend identifizieren konnte. – Identität ist ja so wichtig!

Dann kam die Küche dran, mit einem halb ausgepackten Einkaufsnetz auf dem Tisch – voll verlockend farbigem Obst und Gemüse.

Inzwischen sind die morgendlich verlassenen Betten Mode geworden, zerwühlt, versteht sich, und mit leergegessenen Frühstücksutensilien auf dem Tablett daneben. Stets gibt es ein Ei und Orangensaft, wie zu jedem besseren Hollywoodfilmfrühstück. Ein blosser Butter-Gompfi-Zmorge ist nur ausnahmsweise zu sichten; er wäre zu bünzlig. Und bünzlig soll's nicht sein, sondern salopp. So darf jener rasende Reporter, der ein gewisses Schweizer Boulevardblatt an die Bierflasche gelehnt hat, seine Ravioli direkt aus der Büchse mampfen – immerhin aber auf einem «Louis Philippe»-Tisch (Durchmesser 111 cm, ausziehbar).

Verstehen Sie nun, wieso ich in einem solchen Bilderbuch schwelge? Mit der Lupe untersu-

che ich die undefinierbaren weissen Chrungel unter dem französischen Bett. Sind das etwa gebrauchte Papiernastücher? Das wäre dann doch zuviel der «Natürlichkeit», aber zur übrigen Ordnung würde es nicht schlecht passen. Man begreift überhaupt nicht, ob da ein Jungesellenschlag mit «Besuch» gezeigt wird – oder wie? (Ich glaube, ich habe die Phantasie des Photographen überschätzt – die weissen Dinger scheinen winzige Pantöffeli zu sein.)

Umgekippte Damenschuhe sind offenbar der Inbegriff weiblicher Anwesenheit – ein bisschen leger, ein bisschen frivol. Wäre noch psychologisch zu hinterfragen, woher diese Vorliebe der Designer (oder wie immer sich die Entwerfer solcher Photos heute nennen) kommt, was für Reflexe herumliegende Pumps in ihnen auslösen ...

Absolut gerührt hat mich ein rustikales Wohnzimmer, wo mütterliche Fürsorge auf Tisch und Stühlen die ganze Ausrüstung für den nächsten WK eines männlichen Wesens bereitgelegt hat: Ordentlich aufgerollte Wollsocken, Hemden, Taschentücher, Slips mit himmelblauer Kante,